



Unterhaltungsblatt

Illustriertes

Wöchentliche Beilage zur
Chorner Ostdeutschen Zeitung.
 Verlag der Buchdruckerei der Chorner Ostdeutschen Zeitung, G. m. b. H., Thorn.

1902. * № 7.

Der Türkenveit.

Eine Geschichte aus dem Donaulande.

Von Gustav Johannes Krauß.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Karl Mader hatte die Geliebte erkannt, stürmte ihr in langen Säßen entgegen und riß sie an seine Brust.

„Kosel!“

„Karl!“

Die beiden hielten sich in den Armen und küßten sich immer wieder in überquellender Seligkeit. Dann machte sich das Mädchen sanft aus den Armen des Geliebten los und faßte seine Hand.

„Komm!“

Die hundert Schritte bis zum Walde gingen die beiden wortlos nebeneinander her. Der Freudensturm in ihnen raubte ihnen den zum Sprechen nötigen Atem. Als sie aber im Schatten der Bäume angekommen waren, warf sich Kosel an die Brust Karls.

„Küsse mich, Karl!“ rief sie ausbrechend.

„Heute darfst du's noch.“

— Heut zum letztenmal!“

Er faßte sie liebevoll am Kinn und bemühte sich, ihr ins Gesicht zu sehen. „Du kindisches Mädel! — Zum letztenmal? Warum denn?“

„Weil... weil mein Vatter mich verkauft hat,“ schluchzte sie.

Da fiel die ganze Zentnerlast der Angst und des Schreckens, der aus ihrer Stimme bebte, auch auf das eben noch so fröhliche Herz des jungen Mannes. Verstört fragte er: „Verkauft?“

„Jawohl, verkauft,“ wiederholte das Mädchen düster. „An den Wucherer, der ihn leider Gott's in den Klauen hat.“

Mit fliegenden Worten erzählte sie die Geschichte. Karl hörte stumm zu. Als sie fertig war,

brach er zornig los: „Das giebt's nicht! Das ist ja der reine Menschenhandel! — Und du willst dich fügen, Kosel? Was fällt dir

ein? Willst du dich neben einem solchen Kerl zeitlebens elend machen?“

„Ich muß,“ fiel es trostlos von Kosels Lippen.

„Gar nichts mußt du!“ fuhr Karl auf. „Mir dein Wort halten höchstens, das ich dir nicht zurückgeb', hörst du, Kosel? Ich denk' nicht dran. Was liegt an dem Hof? Laß ihn verkauft werden, soll der Herr Fuchs drin sitzen — aber allein...“

„Es geht nicht um den Hof,“ sagte Kosel gedrückt. „Der Vatter steht so, daß er, wenn er jezt verkaufen muß, nicht bloß ein Bettelmann is, sondern ein Betrüger, der wegen leichtsinnigen Bankrotts ins Gefängnis wandert.“

Da fuhr Mader doch entsezt zurück. „Kosel! Das ist ja nicht möglich!“

„Siehst du!“ sagte Kosel traurig. „Möglich ist's schon. Kannst du mich dann heiraten? Du, ein Beamter, die Tochter eines —“ sie verschluckte das Wort. „Wegen meiner Armut hätt' ich dich nie freigegeben, das hätt' dich ja beleidigt... aber ein unehr-

ihn. Heut schon is er beinah' ein Mörder. Vorgestern hätt' er unsern Ferdinand, weil er frech g'wesen is mit ihm wegen Geldg'schichten, um ein Haar tolg'schlagen. Er is so jähzornig. Wenn er aus'm Gefängnis herauskäm' und ihn einer Zuchthäusler heißen thät'...“

Sie brach aufschluchzend ab. Dann warf sie sich wieder in die Arme des Geliebten, der wie betäubt von dem Schlage neben ihr stand.

„Küsse mich doch! Heut noch, Karl, heut noch. Dann is ja alles, alles aus!“

Die beiden armen Menschen herzten und küßten sich unter Thränen in wilder Leidenschaft. Es war ja ein Abschied für das Leben, die Hentersmahizeit ihres Glücks. Und als sie sich nicht mehr küssen konnten, weil ihr Atem keuchend flog, schlangen sie die Arme ineinander und gingen im Mondscheine durch den Wald, jedes seinen Gedanken nachhängend. Was follten sie sich auch sagen?

Nur einmal, als etwas im Busche knackte, sagte Kosel: „Horch! Ein Reh!“

„Kann's nicht ein Mensch sein?“ fragte der junge Mann. „Es ist nicht recht von mir, daß ich dich der Gefahr ausseze, mit mir gesehen zu werden...“

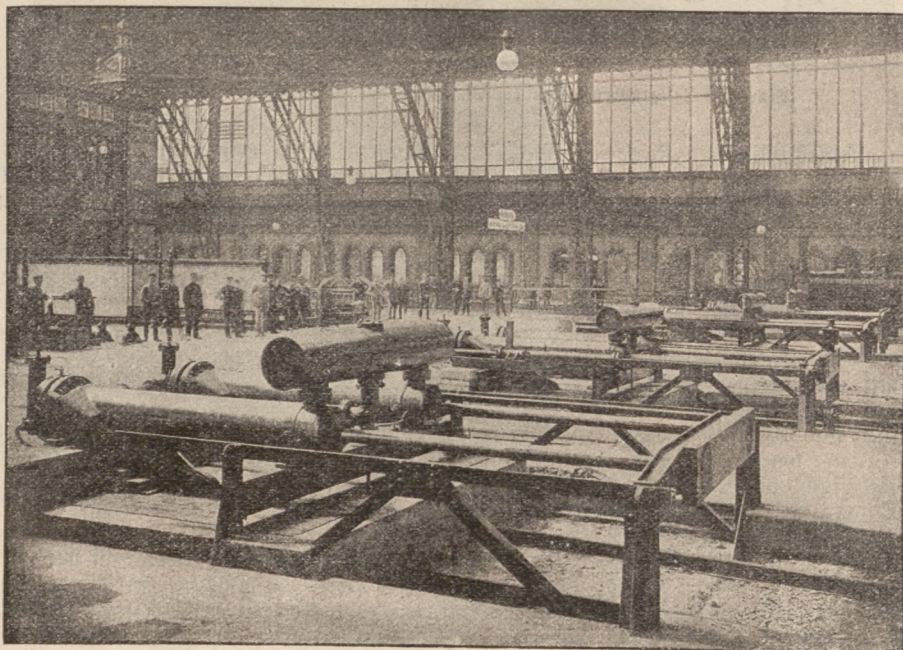
„Die is mir egal,“ sagte das Mädchen herb. „Jezt mögen die Leut' schwätzen, was sie woll'n.“

Da blickte es silbern zwischen den Stämmen auf. Sie waren an das Ufer des Stromes geraten und traten nun aus dem Walde hervor.

Schulter an Schulter gelehnt, standen sie und sahen hinaus auf den silbernen, rastlos rinnenden Wasserpiegel.

„Da hinunter wär' vielleicht das Beste!“ murmelte Kosel wie im Traume.

Mader drückte sie an sich, ohne zu antworten. Die Hoffnung war in ihm wieder lebendig geworden, die thörichte, grundlose Hoffnung, daß das Wunder,



Die hydraulischen Pressbänke im Kölner Zentralbahnhof. (S. 51)

liches Mädel darfst du ja gar nit heiraten. Und wer weiß, was aus dem Vatter noch wird, wann's erst so weit kommen is mit

sich, ohne zu antworten. Die Hoffnung war in ihm wieder lebendig geworden, die thörichte, grundlose Hoffnung, daß das Wunder,

das ihn den alten, alten Mann gerade heute hatte finden lassen, nicht ohne Bedeutung, nicht ohne Folgen sein könne; daß von ihm ein Ausweg aus dieser verzweifelten Lage kommen müsse. Und hatte der Alte nicht gesagt, er wolle nachdenken, wie er ihnen helfen könne?

Von seiner Hoffnung sagte er nichts. Deren schämte er sich wie eines Uberglaubens. Aber die sonderbare Geschichte erzählte er ihr, wie er, getrieben von quälender Unruhe, schon heute früh in Gopping angekommen und über die Donau gesetzt sei; wie er den Türkenweit getroffen und ihn angesprochen habe, um vielleicht etwas über Kosel zu hören, und wie sich der Alte dann plötzlich als sein Großvater ausgewiesen habe.

Kosel hatte während der Erzählung Karls immerfort auf die ziehenden Wasser hinausgeblickt, so daß der junge Mann nicht recht wußte, ob sie ihn überhaupt gehört habe.

Erst eine geraume Weile, nachdem Karl geendet hatte, sagte sie: „Eine seltsame Geschichte — wie ein Märchen oder ein Roman. Daß hinter dem alten Türkenweit irgend ein Geheimnis steckt, weiß man übrigens bei uns. Du hast ihm versprechen müssen, daß wir heut' abend hinkommen? — Geh'n wir halt hin.“

„Wird's dir nicht zu spät?“ fragte Mader zweifelnd.

Sie zuckte die Schultern. „Daß mir an übler Nachrede nichts liegt, hab' ich dir schon g'sagt. Und vor dem Batter fürcht' ich mich nicht, der is froh, wenn ich am Sonntag ja sag'.“

So gingen sie eng umschlungen den Weg, den sie gekommen waren, wieder zurück. Manchmal blieben sie stehen und fielen sich in die Arme, dann gingen sie wieder weiter, mit tiefen Zügen die Schönheit der hellen Nacht einatmend. Kosel genoß sie mit der heißen, düsteren Begier, mit der man ein letztes Glück in sich hineintrinkt, für Karl war sie ein Unterpand, daß sich noch alles zum guten wenden müsse. Die Welt war zu schön, als daß man in ihr hätte verzweifeln dürfen.

So kamen sie endlich an die einsame Hütte. Schon von weitem wunderten sie sich über den hellen, rötlichen Lichtschein, der aus dem Fensterchen brach. Als sie an die Thür traten, kam ihnen die gekrümmte Gestalt des Türkenweit entgegen.

„Grüß Gott, Kinder!“ sagte er und streckte ihnen die Hände entgegen. „Lang warten habt ihr mich lassen, aber das macht nix.“

Karl und Kosel sahen sich betroffen an. Die Stimme des Alten klang so anders als sonst. Nicht mehr raunend, und meckernd wie die eines böshafte Kobolds, sondern so ruhig. Und müde, sehr müde, fast erloschen. Die richtige Stimme eines alten Mannes. In der Stube erwartete sie eine neue Ueberwachung. Die Luft war rein und frisch. Auf dem Tische brannten drei Kerzen in Flaschenhälften. In ihrem milden Lichte sah man, daß das Zimmer aufgeräumt worden

war, und der Hausherr statt seiner Lumpen einen schwarzen Rock auf dem Leibe trug; freilich war der Rock von einem uralten Schnitte, den Kosel nie gesehen hatte und Karl nur auf Koskümbildern aus der Kongreßzeit.

Beit Schallnguber bemerkte die Verwunderung seiner Gäste und sagte mit einem merkwürdig milden Lächeln: „Gelt, da wundert ihr euch, Kinder? — Ich will euch was sagen: mir scheint, ich war so ein vierzig Jahre lang ein bißel verrückt, und erst die Freud', daß ich mein Entel g'funden hab', hat mich g'sund g'macht.“

Karl hatte indessen den Falken auf seiner Stange entdeckt und fragte erstaunt: „Was ist das für ein Vieh?“

„Das is mein Peter,“ antwortete Beit. „Vielleicht bin ich an ihm verrückt geworden. — Aber jetzt setzt euch dort auf die Ofenbank, Kinder. Ich muß euch was erzählen.“



Marconis Telegraphenstation bei St. Johns auf Neufundland. (S. 51)

Karl und Kosel, die schon beide in den Bann des Unbegreiflichen, das um die gebrochene Gestalt des Uralten schwebte, geraten waren, nahmen gehorsam die ihnen angewiesenen Plätze ein. Sie wagten kaum zu atmen, während Beit sich auf das Bett setzte und ein dickes, in Schweinsleder gebundenes Buch aufnahm, das dort gelegen hatte. Aus dem Buche zog er ein gefaltetes Blatt, das er Karl reichte.

„Lies das vor!“ sagte er dabei.

Der junge Mann schlug das Pergament, denn ein solches war es, auf, holte sich eine der Kerzen vom Tische und las mit vor Aufregung zitternder Stimme:

„Zu Schloß Hoheneggsteyn,
23. Martii A. D. 1683.“

Dieses schreibt in großer Herzensangst Pater Leonhardus, Burgpfaffe auf Hoheneggsteyn. Es gehet ein erschrecklich Geräuch um von denen Türken, daß sie wiederum ausgezogen seyen, die Kristenheit mit Feuer und Schwerdt zu unterwerfen willens, und daß sie bey denen Hungarn schon ganz fürchterlich wüthen mit Sengen und Morden.

Heißt auch, daß sie willens seyndt heraufzuziehen gegen Wienne und ihren Halbmond zu pflanzen auff dem Thurme Sancti Stephani, des Märtyrers, an Stelle des christlichen Kreuzes. Seyndt auch schon viele Edle und Herren des Landes flüchtig geworden, damit sie nicht denen Heyden in die Hände fallen. Was von ihnen des Schwerdtes fähig ist, ist zu dem Heere gestossen, das die Türcken zurückjagen soll, die Weiber und Geyßen mit aller beweglichen Habe jedermoch würden weiter ins Land geschickt, wo keine Türcken wohl nicht hinkommen werden. — Unser Herr Peter aber will seyn Schloß halten gegen die Heyden, hat auch bey ihm behalten seyn edles Gemahl Hildegard, item Georg Kuno und Ulrich, seyne Söhne, und ferner eine Menge ihm versippter Herren adlichen Bluts. Mit denen will er die Türcken abschlagen, so sie das Schloß berennten, vertrauend auf die Hülf des allmächtigen Gottes, auf seyn

gutes Schwerdt und zuletzt auf die unterirdischen Gäng', die aus dem Schloß hinunterführen zur Donau. Damit aber für den Fall, daß sie dieser Gäng' sich müsten bedienen, das Hab und Gut des reichen und edlen Geschlechts nicht denen Heyden in die Händ' fielen, sind wir gestern ausgezogen und haben Gold und Silber in Münzen und allerley Geräth, auch kostbare Stoffe und Edelgesteyn, zusamm wohl an die fünfzigtausend Dukaten werth, in einem Gewölb vergraben, so der Baumeyster des Herrn Peter mit vieler Kunst hat herichten lassen am Donaugestad, halbes Weges zwischen Schloß und Dorf Eggsteyn, unter der Lanne, so dorten in der Aue ganz allein stehet unter Erlen und Buchen und anderen Bäumen. Ich aber habe diß aufgeschrieben, weil ich, durch böse Träume und andere Zeichen Gottes gewarnt, der Meynung bin, daß

keiner von uns allen der Hand der Heyden entrinnet. So sollen doch die Schätze aufgefunden werden und mit des Herrn Willen späteren Menschen dienen. Dieses Blatt aber verberge ich in meiner Handt-Bibel, damit ein Frommer es finde, der die ewigen Schätze des Himmelreichs, so weder Kost noch Wetter zernagen, zu schätzen weiß.

Ich bitte den, der dies liest, um drey Batterunser für meiner armen Seelen Ruhe.“

Als Karl seine Vorlesung geendet hatte, stand Beit Schallnguber auf und sagte mit zitternder Stimme, aber weihervoll: „So laßt uns denn für die arme Seele des Pater Leonhard beten.“

Die drei sanken auf die Knie. Die heiligen Worte, von drei bebenden Stimmen gesprochen, zwei jungen und einer uralten, die wie aus der Tiefe eines Grabes heraufschallend klang, durchtönten, dreimal wiederholt, den kleinen Raum.

Dann nahmen die drei wieder ihre Sitze ein; Kosel rückte unwillkürlich näher an Karls Seite, und der Alte begann zu erzählen: „Der fromme Pater hat recht g'habt.“

Alle sein f' um'kommen, wie der Türk dann das Schloß g'stürmt hat, und die unterirdischen Gäng' haben nix g'holfen, weil die Heiden ein' entlassenen Knecht des Ritters bei ihnen g'habt haben; der hat ihnen das Geheimnis verraten. Das steht in der Chronik zu lesen, die die Pfarrer vom Dorf Eggstein damals g'führt haben. Der jezige hat's mir einmal nachg'schlagen. Die Türken haben das Schloß verbrannt. Seitdem liegt's in Trümmern. Die Bibel aber is nit mitverbrannt, sondern unter Schutt und Trümmern g'legen, bis sie einmal nach viele Jahr' ein armer Bauer aus Gopfing g'funden und ehrfürchtig z' Haus tragen hat. Lesen hat er nit können. Aber kennt hat er's, daß 's die heilige Schrift is, und so hat er's oben auf'n Kasten g'stellt. Der Bauer hat Schallngruber g'hoasen.

Da oben is das Buch wieder viele Jahr' g'legen, bis 's einmal den Enkeln von dem Bauern, die als ledige Buben ohne Vater und Mutter das kleine Anwesen miteinander g'führt haben, in die Händ' g'fallen is. Die zwei Buben haben Zeit und Wastel g'hasen und waren damals — 's is so bei achtz'g Jahr' her — im Anfang der Zwanziger. Die haben einmal das Buch so neugiershalber in der Hand, fällt ihnen auf, daß der eine Deckel dicker is wie der ander'. Sie reißen den Deckel auf und finden das Blattel da.

Der Erzähler hielt einen Augenblick inne. Karl und Kofel regten sich nicht; eng aneinander geschmiegt saßen sie da, wie Kinder, denen Großvater Märchen erzählt.

Endlich fuhr der Alte fort: „Den Ort haben wir glei' g'wußt. Die Tanne, die allein unter'm Laubholz steht, die war derweil ein großmächtiger Baum worden, und jeder in der Gegend hat s' kennt. So sind wir in der nächsten mondhellern Nacht herüberg'fahren und haben nachgraben, rund um den Baum 'rum. G'sehen hat uns niemand, denn damals is die Straßen da no' nit vorbei'kommen, sondern weiter hinten, da, wo jetzt der alte Feldweg is.“

haben woll'n, d' Himmelbauern-Anna aus Eggstein.“

„Jesus Maria!“ schrie Kofel halblaut auf.

„Die Anna war ein bildsauberes Mädle,“ fuhr der Alte eintönig fort. „Grad so wie du hat's ausg'schaut, Kofel. Solche blonde Haar', solche blaue Augen, na kurz, grad wie du. Deswegen hab' i di' ja manchmal Amerl g'hoasen. — Na also, wir heben z' streiten an, jeder will das Dirndl für sich haben. Auf einmal is über mi' der Zorn kommen, so daß i mein' leibeigenen Bruder bei der Gurgel hab' packt und hab'n ins Wasser g'schmissen.“

„Herrgott!“ stöhnte jetzt Karl auf. „Ausg'schaut hat er grad wie du, Karl,“ sagte der Türkenweil. „Jede Nacht hab' ich 'n seitdem vor mir g'geh'n, wie er 'n Kopf no' einmal aus'm Wasser g'streckt hat, eh' er unter'gangen is. Darum hab' i di' ja sogleich erkannt.“

Dazumal sein f' no' nit so scharf gewesen in solche Sachen wie heutigentags. Ich bin zum Bürgermeist'r 'gangen und hab' anzeigt, daß mei' Bruder Wastel in d' Donau g'fallen und ertrunken is, der hat's glaubt, und gut war's. Daß ich's danach nit lang ausg'halten hab' in mein' Haus, hat die Leut' nit g'wundert; so hab' ich's halt verkauft, hab' das Stückel Land mit der Tanne da für 'kauft, wo der Schatz g'legen is, und bin mit dem, was mir von mein' Geld 'blieben is, nach Wien 'gangen. Das war an dem Tag, nach dem die Himmelbauern-Anna, die von mir nix hat wiss'n woll'n, den Großknecht Kieder g'heirat' g'habt hat; dein Urgroßvater, Kofel.“

Er schwieg wieder eine Weile, dann fuhr er hastig fort: „In Wien hab' ich ein' klein' Holzhandel ang'fangen und hab' gar g'heirat'; deine Großmutter, Karl. Ich war dreißig damals, sie fünfundzwanzig. Nach ein' Jahr haben wir ein Büberl kriegt, das hab' ich Sebastian taufen lassen, nach mein' toten Bruder.“

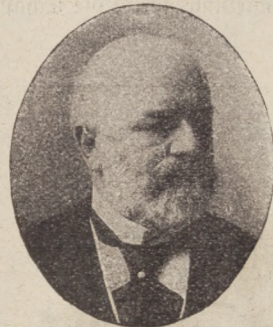
Ich hält' so weit z'frieden sein können, wenn nur der G'wissenswurm nit g'wesen wär' und der Traum jede Nacht vom Wastel, wie er im Wasser liegt und den Kopf 'rausstreckt. Zehn Jahr' hab' ich's ausgehalten.

ten, dann hab' ich einmal die G'schicht' mein' Weib erzählt.

Die hat ganz still zug'hört. Wie ich fertig war, sagt's: „Anzeigen thu' ich dich nit, aber mit ein' Brudermörder leben thu' ich auch nit. Ich nehm' meine Sach' und mein Kind und geh' nach Linz zu meine Eltern.“ Was hätt' ich machen sollen? Ich hab's halt geh'n lassen. G'hört hab' ich nix mehr von ihr bis heut durch dich, Karl.“ (Fortsetzung folgt.)

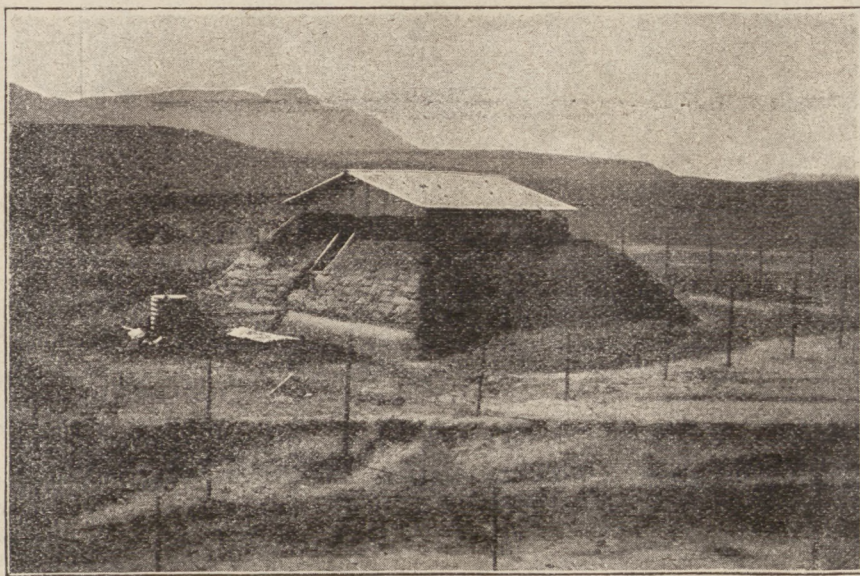
Illustrierte Rundschau.

Zm Kölner Zentralbahnhof sind an den Enden der Geleise hydraulische Pressböcke aufgestellt, welche nach Angabe der Ingenieure einen Eisenbahnunfall, wie den kürzlich im Bahnhofe von Frankfurt a. M. vorgekommenen, unmöglich machen. Sie bestehen im wesentlichen aus zwei eisernen Cylindern, deren Kolbenenden durch eine Pufferplatte miteinander verbunden sind. Der gegen letztere etwa anlaufende Zug drückt die Kolben in die 2 1/2 Meter langen, mit Wasser gefüllten Cylindern, deren Inhalt nur sehr langsam durch eine Oeffnung von geringer Weite in einen oberhalb der Cylinder angebrachten Windkessel entweichen kann. Dadurch wird die lebendige Kraft des Zuges schnell vernichtet, und der Zug zum Stillstand gebracht. — Eine erstaunliche Kunde kommt von Amerika. Nach den Versicherungen Marconis, des Erfinders der drahtlosen Telegraphie, der seit einiger Zeit Versuche machte, von seiner Station auf dem



Staatsrat Johann v. Bloch.

Signalberg bei St. Johns in Newfoundland nach Lizard in Cornwall (England) über den Atlantischen Ozean zu telegraphieren, ist es kürzlich in der That gelungen, mit Hilfe eines Fesselballons und eines Drachens, der den Empfängerdraht 400 Fuß hoch über die Erde emporgehoben hatte, verschiedenemal deutlich das Zeichen, das den Buchstaben S bedeutet, zu erhalten. Marconi hofft im Verlaufe weniger Monate Depeschen durch die Luft von England nach Amerika befördern zu können. — In Warschau starb ganz unvermutet am Herzschlage der russische Staatsrat Johann v. Bloch im 65. Lebensjahre. In der ganzen Welt bekannt gemacht hat er sich durch sein großes vierbändiges Werk „Der Krieg“, das in alle Sprachen übersezt worden ist und den Kaiser Nikolaus von Rußland zur Berufung der Haager Friedenskonferenz veranlaßt haben soll. Herr v. Bloch war auch nach der Haager Konferenz unermüdet für die Sache des Weltfriedens thätig und erfreute sich dabei der Unterstützung des Zaren. — Die Blockhäuser der Engländer in Südafrika, welche bestimmt sind, die Eisenbahnlinien zu schützen und das Operationsfeld der Buren immer weiter einzuzengen, sind kleine Forts aus Holz, Eisen und Stein. Den Unterbau umgibt ein Steinwall, in dem sich die Eingangsoffnung befindet; der obere Teil besteht aus einem Holzgerüst, das innen und außen mit Stahlblech bekleidet ist. Der Zwischenraum zwischen den Blechwänden wird mit Kies und Sand ausgefüllt. Es giebt Blockhäuser verschiedener Größe und Gestalt mit einer Besatzung von 10 bis 20 Mann. Eine Umzäunung mit Stacheldraht umgibt sie in weiterem Umkreise. Das Material zum Bau eines Blockhauses kann auf einem bis zwei der großen Kapwagen herbeigeschafft werden, und zur Aufstellung desselben brauchen zwanzig geübte Leute nur einen bis zwei Tage.



Englisches Blockhaus in der Nähe von Harris Smith.

Wir haben richtig den Schatz g'funden: Gold und Silber in Münzen und Geräten, Edelsteine und Stoffe, auch die zwei Faß Wei', ganz, wie's aufg'schrieben war. Heben konnten wir den Schatz nit, so haben wir die Stell' wieder zug'schütt' derweil und sind z' Haus g'fahren. Auf'm Wasser aber, wie wir g'redt haben, was wir mit dem vielen Geld anfangen woll'n, hat sich's 'rausg'stellt, daß wir alle zwei 's nämliche Dirndl heiraten

Der Göttergarten im Selsengebirge.

(Mit Bild auf Seite 52.)

Das Selsengebirge, der nördlichste Abschnitt der Kordilleren Amerikas, ist reich an großartigen, witzromantischen Naturscenerien. Zwischen den gewaltigen Bergzügen, die sich im Staat Colorado bis zur Höhe von 4400 Meter erheben, finden sich weite Thalbecken, auch schon in Hochgebirgslage, die sogenannten Parks, welche meist ein wildes Durcheinander von merkwürdigen Felsbildungen aufweisen, was ihnen einen besonders malerischen Charakter verleiht. Der „Göttergarten“ ist ein solcher Felsenpark. Er liegt in der Nähe des Kur- und Badeorts Manitou, von dem aus er viel besucht wird. Er ist von den schneebedeckten Gipfeln des Pike's Peak überragt, während zwei brennendrote gewaltige Felsenpfeiler die natürliche Eingangspforte bilden. Die

Hauptsehenswürdigkeit dieses Felsenfessels, dessen Boden frisches Grün bedeckt, sind die sogenannten Ruinen des „Montezumatempels“, ein Haufen von dunklen, wunderbar gefornen Felstrümmern, deren Gestalt mancherlei Deutung zuläßt.

Weib und Künstlerin.

Aus dem Leben einer berühmten Schauspielerin.

Von Karl Bakstrow.

(Nachdruck verboten.)

Mit wenigen Ausnahmen überträgt jede talentvolle Schauspielerin unwillkürlich ihre Kunst in das Leben und wieder ihr Leben in die Kunst. Besonders reich gestaltet sich diese interessante Wechselwirkung, wenn die Schau-

spielerin liebt. Sie spielt dann mit ihrem Gefühl und fühlt mit ihrem Spiel.

Mehr wie jede andere Frau wird eine Schauspielerin den Mann ihrer Wahl anziehen und zu fesseln wissen. Hat sie es doch in ihrer Gewalt, mit jedem Tage neu, reizend, originell und liebenswürdig zu sein. Sie wechselt eben einfach ihre Rolle, und das so leicht gelangweilte Mannesherz ist zugleich gefesselt und beschäftigt.

Es giebt Frauen, die dies ebensogut verstehen, ohne dem Theater anzugehören. Man kann aber nicht sagen, daß es derartigen Frauen an dramatischem Darstellungstalent gebricht.

Es giebt hervorragende Bühnenkünstlerinnen, die nebenbei vorzügliche Hausfrauen,

Gattinnen und Mütter sind und es verstehen, die Frau und die Künstlerin streng auseinanderzuhalten. Aber sie gerade leiden zumeist unter den Kämpfen, welche keiner Künstlerseele erspart bleiben, die ihre Kräfte teilen muß. Für sie gilt das Dichtervort in vollem Maße:

„Zwei Seelen wohnen, ach, in meiner Brust,
Die eine will sich von der andern trennen.“

In der That findet eine derartige Trennung auch häufig über kurz oder lang statt. Wie manche verheiratete Künstlerin hat schon Haus und Familie im Stich gelassen, weil sie die Welt der Bretter nicht missen konnte. Andererseits fanden Bühnenheldinnen in ihrer Häuslichkeit so viel Behagen, daß sie dem



Der Göttergarten (Colorado). (S. 51)

Theater vollständig Valet sagten und fortan nur ihrer Familie lebten.

Auf der Höhe der Kunst und zugleich des Lebens zu stehen, die Fähigkeit zu besitzen, das Leben der Kunst unterzuordnen beziehungsweise die bedeutenderen Vorkommnisse im Leben in den Dienst der Kunst zu zwingen, ist nur wenigen Sterblichen beschieden.

Greifen wir unter den gefeierten Künstlerinnen, denen dies gelang, eine heraus, die noch der Gegenwart angehört: Adelaide Ristori.

Geboren am 26. Januar 1821 zu Cividale in Italien als Kind eines herumziehenden Schauspielerpaares, war sie schon in ihrem fünften Lebensjahre auf der Bühne heimisch. Mit vierzehn Jahren war sie eine vollendete Schauspielerin. Die Zahl der Rollen, welche sie, mit fabelhafter Gedächtniskraft ausgerüstet, erlernte, war eine ungeheure. Doch war die Tragödie das Gebiet, auf welchem sie die meisten Erfolge zu verzeichnen hatte. Sie studierte Tag und Nacht. Sie kannte

nichts Schöneres, Höheres als ihre Kunst, und da ihre körperlichen Vorzüge ihrem Talente gleichkamen, so war sie mit achtzehn Jahren die vollendetste Tragödin der damaligen Zeit.

Nun aber kam, was von dem Dasein einer jungen, schönen und talentvollen Schauspielerin unzertrennlich ist, eine Anzahl von Heiratsanträgen. Grafen, Prinzen und Finanzgrößen stellten sich ein und boten ihr Herz, Hand und Vermögen.

Die kunstbegeisterte junge Schauspielerin empfand dies als eine recht unangenehme Zugabe zu ihren künstlerischen Triumpfen, um so mehr, als mit der Zahl der Körbe, die sie ausstellte, die Reihe der Verehrer sich vergrößerte. Unter den ernstlichen Bewerbern war auch der Sohn eines renommierten Theaterdirektors, dessen Antrag ihr aus vielen Gründen vorteilhaft erschien.

Giuliano del Grillo war ernstlich verliebt in die schöne Adelaide und bot für ihre Zukunft die sichersten Garantien. Er war Marchese, sehr reich, und später würde er Besitzer

und Direktor des Theater del Grillo und Valle sein. Als Marchesa und Theaterdirektorin würde Adelaide nach wie vor ihrer Kunst leben können, frei wie zuvor und jeder Sorge ledig, gleich hochangesehen als Frau wie als Künstlerin.

Daher entschloß Adelaide sich sofort zu dem Schritt, den sie nach Lage der Sache für notwendig hielt, um mit sich selbst in Einklang zu bleiben. Sie fuhr zu dem alten Marchese, ließ sich anmelden und trat mit den Worten vor ihn: „Signor Marchese, Ihr Sohn bewirbt sich um meine Hand. Geschieht dies mit Ihrer Bewilligung?“

Der Theaterdirektor stützte im ersten Moment. Als er sich gefaßt hatte, rief er: „Ich denke nicht daran. Niemals gebe ich hierzu meine Einwilligung. Mein Sohn soll keine Schauspielerin heiraten.“

„Gut! Das wollte ich nur wissen. Seien Sie unbesorgt, ich bin kein Mädchen, das sich in eine Familie eindringt. Noch heute verlasse ich Rom.“

Adelaide bereitete sich in der That zur Abreise vor. Da sie ein festes Engagement zur Zeit nicht hatte, machte die Sache sich

ohne alle Schwierigkeiten, und sie konnte noch an demselben Tage die römische Hauptstadt verlassen.

Ihr Reiseziel war Florenz. Als Giuliano erfuhr, was sich zugetragen hatte, geriet er in Verzweiflung. Sein strenger Vater diktierte

Humoristisches: Ein glücklicher Fall.



Köchin war sie beim Apotheker Heftung, Feldwebel er der Luftschifferabteilung.



Bei einem Ausflug lernte er sie kennen, Tags drauf konnt' er sie schon die Seine nennen.



Doch leider bald zu seinem größten Schrecken Muß der Geliebten Untreu' er entdecken.



Verzweiflungswoll, sein Leben zu beschließen, Läßt er sein Schiff zur höchsten Höhe schweben.



Von dort mit einem dumpfen Schmerzenslaut Stürzt aus der Gondel sich der Aeronaut.



Er faßt mit wachsender Geschwindigkeit Hinab in einen Schornstein, hoch und weit.



Die Köchin, von der Reute Qual gerissen, Steht grad am Herde in Gewissensbissen.



Da faßt mit Poltern was durch den Kamin, Und bald durch Rauch und Ruß erkennt sie — ihn.



So durch des Zufalls Fügung leben beide Auf immer wir vereint zu Leid und Freude.

ihm Stubenarrest, aber der Brausekopf entwich, und der nächste Morgen sah ihn auf der Straße nach Florenz, da es ihm gelungen

war, den Rejeweg des geliebten Mädchens auszukundschaften.

Adelaide war im Begriff, ein Engagement

am Cocomero-Theater anzunehmen, als sie das Eintreffen des jungen Marchese erfuhr. Sofort änderte sie ihren Plan, indem sie nach

Livorno aufbrach und dort zu Schiff ging. Hierdurch glaubte sie, den verzweifelt Liebhaber am ehesten von ihrer Spur abzubringen, und mit dem Bewußtsein, recht gethan zu haben, erging sie sich auf dem Verdeck und schwelgte in den Naturschönheiten des gemeinlichen Golfes. Daneben studierte sie Grillparzers Drama „Des Meeres und der Liebe Wellen“ ein, welches Stück damals gerade seinen Lauf über die Bühne begann.

Allein sie ahnte nicht, daß sie selbst einen derartigen Wogensturm des Herzens und der Außenwelt durchkämpfen sollte. Das bis dahin vortreffliche Wetter änderte sich plötzlich. Der Wind sprang um und artete zum Sturm aus. Adelaide ersah aus den angstvollen Gesichtern der Seelente, daß es schlecht mit dem Schiffe stand, und doch überkam es alle mit einem Schimmer von Hoffnung, als man in den grauen Nebelschauern der Regen- und Wogenstürze ein zweites Fahrzeug kämpfend sah, dessen Mannschaft mit äußerster Anstrengung bemüht schien, den gleichen Kurs mit jenem innezuhalten.

Schon war einer der Masten über Bord gegangen. Das Schiff neigte sich in bedenklicher Weise seitwärts, und eine Sturzsee riß einen Matrosen über Bord. In diesem Augenblick der höchsten Not durchzuckte die Künstlerin der höchste Gedanke an ein Gelübde, und sie sagte: „Wenn ich gerettet werde, so will ich der Stimme meines Herzens nicht länger Schweigen gebieten. Ich gebe die Kunst auf, um der Liebe zu leben.“

Und wirklich, der Sturm legte sich, das Meer beruhigte sich allmählich, und das Schiff gelangte ohne weitere Unfälle nach Civitavecchia, wo Adelaide aus Land stieg und von den Anstrengungen und Aufregungen der Seereise einige Tage zu ruhen beschloß.

In Civitavecchia befand sich zu jener Zeit ein halbverfallenes Schloß, das wegen seiner interessanten Kreuzgänge und sonstigen Merkwürdigkeiten alle reisenden Engländer anzog. Auch Adelaide nahm, um sich die Zeit zu vertreiben, den alten Bau in Augenschein, war aber kaum durch das gewölbte Portal in die Vorhalle getreten, als ihr Blick auch schon auf Giuliano fiel, der mit einem Jubelruf auf sie zu eilte.

„Endlich!“ rief er, ihre Hände ergreifend und mit Küssen bedeckend. „Endlich sehe ich Sie wieder! Ich bin Ihnen gefolgt über das Meer. Der Gott der Liebe war meinem Streben günstig.“

„Und Ihr Vater?“

„Wird mir wegen meines Ungehorsams zürnen. Doch trage ich die väterliche Ungnade gern Ihnen zuliebe.“

„Ein guter Sohn darf nie von väterlicher Ungnade sprechen. Kehren Sie zu Ihrem Vater zurück und bitten Sie ihn um Verzeihung.“

„Und was ist mein Lohn, wenn ich Ihnen gehorche?“

„Die Hoffnung. Wenn es Ihnen gelingt, Ihren Vater günstig zu stimmen, wenn Sie mir seine Einwilligung bringen, werde ich Ihre Gemahlin und entsage der Bühne.“

Ein Strahl tiefinnerster Herzensfreude blickte im Auge des jungen Marchese auf.

„Danke, Geliebte! Ich eile zu meinem Vater!“

In diesem Augenblick trat ein Beamter der päpstlichen Regierung mit versiegeltem Schreiben auf ihn zu. „Ich bin von Spionen umgeben,“ murmelte der junge Mann, während der Bote sich mit einem „Sehr eilig, Herr Marchese!“ entfernte.

Während des Lesens erlebte Giuliano. „Ich bin nach Cesena verbannt!“ rief er.

„Ein Regierungsbefehl verlangt die sofortige Abreise dorthin!“

„Reisen Sie! Gehorchen Sie Ihrem Vater!“ rief Adelaide. „Es bleibt Ihnen nichts anderes übrig!“

„Und Sie, Adelaide? Was werden Sie thun?“

„Ich? Es giebt nichts Einfacheres. Ich kehre nach Florenz zurück und nehme mein Engagement wieder auf.“

„Nach Florenz? Da haben wir eine hübsche Reifestrecke miteinander, und wenn die Dame meines Herzens nicht allzu grausam denkt, wird sie mir die Ehre, sie begleiten zu dürfen, nicht versagen.“

„Grausam bin ich nicht,“ lächelte Adelaide.

Sie reisten ab, und der Marchese hatte nun wenigstens Gelegenheit, der Geliebten seine Gefühle ausführlich darzulegen und sie seiner unwandelbaren Liebe und Treue zu versichern. Sie kamen durch ein Dorf, aus dessen Kirche Orgelspiel klang. Der Priester las die Messe. Plötzlich flüsterte Giuliano der Geliebten ins Ohr: „Adelaide! Mir kommt soeben ein Gedanke, ein göttlicher Gedanke! Wir lassen uns hier trauen.“

Eine Trauung in einem einsamen, abgelegenen Dörfchen, urplötzlich und unvorbereitet, die ganze Gemeinde als Zeugen — geheimnisvoll und doch vor aller Welt!

„Es sei,“ flüsterte sie zurück, „aber unter einer Bedingung.“

„D, ich kenne sie und erkläre mich im voraus einverstanden!“ sagte der junge Mann, froh, sich am Ziel seiner Wünsche zu sehen.

„Wir trennen uns sofort nach beendigter Trauung. Ich reise nach Florenz, Sie nach Cesena. Und wir kommen erst zusammen, wenn Ihre Eltern unserem Bunde nicht mehr entgegen sind.“

„So soll es sein!“ bestätigte Giuliano, der nunmehr von den besten Hoffnungen erfüllt in die Zukunft blickte. War er erst mit Adelaide verbunden, so mußte der Vater nachgeben. Der Priester ließ sich zur Trauung der beiden wohlbekannten Persönlichkeiten bereifinden. Die Menge wurde zur Zeugschaft aufgefordert und jubelte Beifall. Derartige Trauungen kamen zu jener Zeit in Italien häufig vor und hatten vor dem Gesetz Gültigkeit.

Der alte Marchese raste, als er von diesem Schritt seines Sohnes Kenntnis erhielt, und er schwur feierlich, daß er den Sohn verfluchen und enterben werde, falls er sich zu einer Zusammenkunft mit der „liederlichen Theaterprinzessin“ hinreißen lassen würde. Auf eine Aenderung seiner Gesinnung sei nie zu rechnen.

Gleichzeitig wurde Giuliano aufs schärfste überwacht. Jede Möglichkeit, die römischen Staaten verlassen zu können, war ihm benommen.

Adelaide erfuhr dies alles und lächelte überlegen. Ihr Ruf war durch den romantischen Nimbus dieser plötzlichen Vermählung ein europäischer geworden, und alle Welt jubelte der Künstlerin zu, die es verstanden, ihr Leben und ihre Kunst zu einem so wunderbaren Roman zu gestalten. Nebenbei war der Name Marchesa Ristori del Grillo die schönste Reklame, die man sich nur denken konnte.

Eines Tages saß sie, mit dem Einstudieren einer neuen Rolle beschäftigt, in ihrem Zimmer, als die Thür ungestüm aufgerissen wurde und Giuliano auf sie zu stürzte. „Endlich,“ rief er wie das erste Mal, „endlich sehe ich meine Adelaide wieder! Ich bin entflohen; ich habe dem Tänzer Riccartando seinen Paß abgekauft. Achthundert Scudi

hat's gekostet. Aber ich kam glücklich über die Grenze, und das ist die Hauptsache.“

„Und du kommst, ohne mit den Eltern versöhnt zu sein?“ fragte Adelaide.

„Die Mutter ist auf unserer Seite. Der Vater ist halsstarrig wie sonst. Doch habe ich die Hoffnung, mit ihm in Güte auseinanderzukommen, nicht aufgegeben.“

„Und was soll nun werden?“

„Nun bleibe ich hier. Mein Platz ist an der Seite meiner Gattin.“

„Aber Giuliano!“

„Selbstverständlich. Wozu hätte ich sonst geheiratet?“

Und der Marchese blieb in der That. Was wollte die junge Frau machen? Er hatte ja recht, und schließlich liebte sie ihn, der so viel ihretwegen gekämpft, gewagt, gelitten und geduldet hatte.

Ein Jahr war vergangen. In einem jener entsetzlich heißen Sommertage, wie sie die ewige Stadt zu einer irdischen Hölle machen, saß der alte Marchese in seinem Arbeitszimmer und studierte die Theaternotizen in einer größeren italienischen Zeitung, als der Diener Besuch anmeldete. Es war der Graf Paeca, ein alter bewährter Freund des Hauses, der denn auch mit gebührender Hochachtung empfangen wurde.

„Habe auch eine hübsche Neuigkeit für Sie, caro mio,“ sagte er, nachdem man einige Redensarten von allgemeinem Interesse gewechselt. „Oder sollten Sie es schon wissen, daß Sie Großvater geworden sind?“

Der alte Marchese runzelte die Stirn und blickte den Freund finster von der Seite an. „Sprechen wir nicht davon.“

„Nicht mehr als nötig ist. Eines aber möchte ich wissen: ob denn gar keine Aussicht vorhanden, daß der alte Groll schwinden werde.“

„Herr Graf!“ fuhr del Grillo auf. „Hören Sie mich an. Zwanzig Jahre lang schleppe ich das Kreuz mit mir herum, daß die Verhältnisse mir das Unglück aufgenötigt haben, Theaterdirektor zu sein. Weniger als die Hälfte dieser Zeit war hinreichend, mir das Theater und alles, was mit ihm zusammenhängt, verabscheuen, verachten, verwünschen zu lassen. Und nun muß ich es erleben, daß mein Sohn, der im Staatsdienst Karriere machen sollte, mit einer Komödiantin umhervagabundiert.“

„Mit einer Künstlerin, lieber Freund! Mit einer unserer ersten Künstlerinnen, die seine Gattin ist.“

„Was ist's mit dieser Künstlerin? Ich selbst halte von den Mädchen nichts, die zum Theater gehen. Hätte mein Sohn eine Frau aus bürgerlichen Lebensverhältnissen genommen, wenn auch aus arbeitsigen und kleinlichen, so wäre es mir sicherlich auch nicht lieb gewesen; allein ich würde mich eher damit befremdet haben als mit dieser unleugbaren Mißheirat.“

Der Graf fuhr noch eine Zeitlang fort, zur Versöhnung zu raten, erreichte jedoch nichts. Der Vater Giulianos blieb unerschütterlich.

Wieder war ein langer Zeitraum verstrichen. Der alte Marchese saß in der Veranda seines Landhauses und trank seinen Kaffee. Es war ein wunderschöner Oktobermorgen. Vertieft in die Schönheiten des vor seinem Auge sich ausbreitenden Landschaftsbildes, überhörte er das Heranrollen und Halten eines Wagens auf der anderen Seite des Hauses, wo der Haupteingang sich befand. Im Begriff, sich eine Zigarre anzuzünden, fühlte er ein leises Zupfen an seinem Rock, und als er sich umdrehte, fiel sein Blick

auf ein vierjähriges Mädchen, das ein seidenes Steckflissen auf den Armen trug, aus welchem das lachende Antlitz eines lieblichen Knäbchens hervorklugte.

„Großvater!“ klang es aus dem Munde der Kleinen. „Ich wollte dir nur mein Brüdchen zeigen!“

Da wurde es dem Alten warm ums Herz, und in den Augen suchte es feucht. Und als gleich darauf seine Gattin eintrat, der Kleinen das Kind abnahm und mit einem gewissen Triumph in Haltung und Stimme fragte: „Nun? Was soll ich deinen Kindern sagen?“ stammelte er bewegt:

„Mag's drum sein! Laß sie hereinkommen. Und wenn meine Schwiegertochter es über sich gewinnt, der Bühne Valet zu sagen, soll alles gut sein!“

Abelaide, die durch diesen geschickten Theaterstreich das Herz des Schwiegervaters gewonnen hatte, ging freudig die gestellte Bedingung ein und erhielt nur die Erlaubnis, fortan noch in Vorstellungen zu Wohlthätigkeitszwecken aufzutreten zu dürfen; selbst in diesen aber auch nur, sofern sie in Rom, dem Wohnsitz der Familie del Grillo, stattfanden.

Wenn der alte Marchese es darauf abgesehen hatte, die Künstlerin der Bühne völlig zu entfremden, so mußte er bald die Ueberzeugung gewinnen, daß das Mittel hierzu ein vollständig verfehltes war. Denn die Theaterprogramme zu milden Zwecken schossen förmlich wie die Pilze an das Tageslicht, und Abelaide war bald einen Tag um den anderen beschäftigt.

Ihr Schwiegervater tobte und wettete wie in den glänzendsten Tagen seiner Bühnenleitung. Es war aber auch zu arg! War irgendwo im Lande eine Schauspielertruppe ohne genügende Einnahmen, so hieß es gleich: „Wir müssen nach Rom wallfahrten. Da spielt die Histori umsonst. Die hilft uns!“

Und die Histori spielte, daß bald ganz Italien dieser „Edelsten aller Schauspielerinnen“ Loblieder sang. —

So kam das Jahr 1849 heran. Durch die europäischen Lande brauste jener mächtige Drang nach Freiheit, wie er im Kreislauf der Weltgeschichte regelmäßig wiederkehrt. Auch Italien hatte seinen Völkerfrühling. Der König von Sardinien träumte von einem einheitlichen Italien und rüstete sich gegen alle, die dagegen waren. Frankreich sandte den General Oudinot mit zehntausend Mann nach Italien. Oudinot belagerte Rom und bombardierte es. An Theatervorstellungen wurde nicht mehr gedacht, und so gab die Histori eine andere, ihr nicht minder Beifall bringende Rolle: sie pflegte die Verwundeten, war zu diesem Zweck tagsüber in einem größeren Krankenhause beschäftigt und konnte sich nur noch in den Abendstunden ihren Studien widmen. Wenn sie für letztere eine Mußestunde hatte, zog sie sich in ihr Arbeitszimmer zurück, das ebenso geschmackvoll wie originell eingerichtet war. Rings an den Wänden prangten unter Glas und Rahmen die zahlreichen Ehrendiplome und Dankadressen, die sie erhalten hatte, und die Bilder, welche sie in ihren verschiedenen Rollen darstellten. Ueber dem Divan hingen die Bilder ihrer Eltern und Geschwister und sonstigen Verwandten, diesen gegenüber die Porträts ihres Gatten, ihrer Kinder und ihrer Schwiegereltern. Zwei elegant gearbeitete Glaschränke enthielten die bedeutenderen dramatischen Werke der hervorragendsten Dichter Europas, zum Teil in vorzüglichsten Uebersetzungen. In einem dritten Schrank wurden die Werke der vaterländischen Dichter aufbewahrt.

In diesem Musentempel saß die Marchesa auch an einem Sonntagnachmittag, mit dem

Studium des Schillerschen Dramas „Die Jungfrau von Orleans“ beschäftigt. Auch heute, am Feiertage, hatte der französische General seinen Soldaten keine Ruhe gegönnt. Ununterbrochen ging der Kanonendonner, schlugen die Eisenstücke in Dächer und Mauern der Häuser ein. Manches edle Bauwerk aus alter Zeit sank in Trümmer. Viele Bewohner, die unter Ruinen begraben zu werden fürchteten, irrten in den Straßen umher.

Aber Abelaide zitterte nicht. Selbst über die fürchterliche Situation hatte die begabte Frau sich hinausgeschwungen, indem sie dieselbe in den Bereich ihrer Kunst zwang. Wie paßte das Lärmen und Toben der wieder einen Ausfall wagenden römischen Soldaten, das Schreien der Verwundeten, das Knattern des Geschützfeuers und das Einschlagen der Granaten so wunderbar zu den kriegerischen Worten der Jungfrau von Orleans. Erfüllt von Künstlerbegeisterung deklamierte Abelaide weiter, sich immer mehr in den Geist der wunderbaren Rolle hineinlebend.

Und jetzt kam sie an die Stelle, wo die gefangene Johanna ruft:

„O, sprengt' ein Gott in dieses Mauerwerk
Doch einen Riß, nicht breiter nur,
Um eines Falters Flügel durchzulassen,
Mit meiner Augen Blitz wollt' ich die Feinde
jagen.“

Und mit der ganzen Wucht ihres klangvollen Organs schmetterte sie die Worte durch das Haus, das urplötzlich in seinen Grundfesten erbebt, während krachender Donner die Fensterscheiben zersplitterte und die Wände bersten ließ. Gleichzeitig schoß eine Feuerzunge durch das Zimmer, welcher ein Hagel glühroter Pfeile folgte, die zickzackartig in dem kleinen Raum durcheinander wirbelten und endlich in einer dicken Staubwolke erstarben. Diese Staubwolke senkte sich wie ein graues Leichentuch über die Marchesa, die ohnmächtig am Boden lag.

Als sie aus ihrer Bewußtlosigkeit erwachte und um sich tastete, faßte sie das Bild der Medea, das von der Wand herab und ihr auf die Brust gefallen war. Geschehen war ihr nichts. Sie richtete sich auf und sah sich um. Fußboden und Möbel waren mit Eisenstücken bedeckt. An der Stelle der Wand aber, wo das Wappen der del Grillo gehangen hatte, zeigte sich eine große Oeffnung. Das Bild des alten Marchese war in zwei Hälften gerissen, von denen die eine, den pulvergeschwärtzten Kopf enthaltend, lose an der Wand hing, die andere Hälfte am Boden lag.

Eine Bombe, welche das Haus getroffen und im Zimmer der Marchesa eingeschlagen hatte, war die Ursache dieser Zerstörung gewesen.

Abelaide hatte sich von ihrem Schrecken bald erholt und konnte ihre Lieben, die voll Entsetzen herbeigeeilt waren, beruhigen. Wenige Tage später trat Waffenstillstand ein, und wieder ein paar Tage darauf war Abelaide aus ihrem Hause verschwunden.

Ein hinterlassener Brief gab ihrem Gatten die nötige Aufklärung. Er lautete:

„Lieber Giuliano!

Du liebst mich, wie ich Dich liebe, und so wirst Du mich verstehen, wenn ich Dir sage, daß die Kunst mich ruft; und daß ich ihrem Gebote folgen muß. Behüte die Kinder, beschirme das Haus, und wenn ihr, meine Lieben, mich sehen wollt, werdet ihr allezeit wissen, wo ich zu haben bin. Einstweilen geh' ich nach Riga, in den kalten Norden die Poesie des Südens zu tragen. Zürne nicht. Ich thue nur meine Pflicht. Es ist traurig, daß ich auf so gewaltsame Weise,

durch eine Bombe nämlich, zu ihr zurückgerufen werden mußte.

Deine Abelaide.“

Und dabei blieb es. Die Künstlerin gastierte in allen größeren Städten der Alten und Neuen Welt und kam zu wiederholtenmalen auch nach Berlin.

Ihr Wahrspruch war: „Die Kunst über alles. Sie ist voll ewig heiterer Schöne, und der Ernst des Lebens reicht nicht zu ihr hinan.“

Obwohl die berühmte Künstlerin sich längst vom Theater zurückgezogen hat, ist sie in ihrem Vaterlande Italien noch unvergessen und trotz ihres hohen Alters noch körperlich und geistig rüstig. Zeugnis legen dafür ab ihre Selbstbiographie und Erinnerungen, welche sie vor einigen Jahren veröffentlichte.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Die Namensvettern. — Bei einem Goldarbeiter in Wien fuhr jüngst eine elegante Equipage vor, der ein Herr in mittleren Jahren entstieg und darauf das Geschäft betrat. Der Herr, welchem man den gewesenen Offizier sofort ansah, trug den rechten Arm in einer Schlinge und stützte sich mühsam auf einen Stock. Der Fremde bestellte um mehrere hundert Gulden ein silbernes Theeservice. Der Juwelier legte eine Reihe von Zeichnungen vor, man einigte sich über die Form und schließlich auch über den Preis. Schon im Wagen sitzend, rief er den Goldschmied nochmals heran und sagte: „Ich habe das Wichtigste vergessen. Jedes einzelne Stück soll das Monogramm meiner Frau und am Fuß oder sonst an einer unauffälligen Stelle meinen vollen Namen tragen.“

Der Juwelier war hierzu natürlich gerne erbötig, der Fremde suchte nach der Brieftasche und überreichte dann dem Goldarbeiter seine Karte.

Der Juwelier lächelte. „Da sind wir ja Namensvettern,“ sagte er, „auch ich heiße Karl Müller.“

„Ich wußte das,“ entgegnete der Besteller freundlich, „unsere Namensgleichheit ist es auch, die mich bestimmt hat, diese Bestellung, die ein lang gehegter Wunsch meiner Frau ist, gerade Ihnen anzuvertrauen.“

Die Herren schieden im besten Einvernehmen. Von Zeit zu Zeit kam der Fremde, der sich mit „Herr Oberst“ anreden ließ, in das Geschäft, um sich nach dem Fortschreiten der Arbeit zu erkundigen; nach einigen Wochen waren die beiden Kamern, sowie das Tablett fertig, während die Schalen sich noch in Arbeit befanden.

Der Oberst trug den Arm noch immer in der Schlinge. Er erzählte dem Juwelier, daß er bei einem Spazierritt mit dem Pferde gestürzt sei, was ihn auch veranlaßt habe, seinen Abschied zu nehmen; den Arm werde er leider kaum wieder gebrauchen können. Der Goldarbeiter sprach sein Bedauern aus, besonders darüber, daß der Herr durch dieses unglückliche Ereignis gezwungen worden sei, eine sicherlich glänzende Karriere aufzugeben. Der Oberst a. D. schien übrigens sehr reich zu sein, denn nur ein sehr wohlhabender Mann konnte sich ein so kostspieliges Geschenk, wie das des Silberservices, gestatten.

Die fertigen Arbeiten gefielen dem Obersten außerordentlich gut. Er betrachtete die Kannen von allen Seiten und sprach den Wunsch aus, diese sogleich mit nach Hause zu nehmen.

„Bitte,“ setzte der Oberst hinzu, als er bemerkte, daß der Juwelier damit nicht ganz einverstanden zu sein schien, „ich werde die Kannen und das Tablett sogleich bezahlen, sagen Sie mir nur, was die Gegenstände kosten.“

Der Goldarbeiter nannte darauf den Preis mit mehreren hundert Gulden. Auf so eine große Summe schien der Besteller jedoch nicht gerechnet zu haben. Er entnahm deshalb seiner Brieftasche eine Visitenkarte und bat den Juwelier, er möchte so freundlich sein, nach seinem Diktat ein paar Zeilen zu schreiben, da ihm sein kranker Arm dies unmöglich mache. Der Juwelier ergriff, hierzu eorn bereit, die Feder und schrieb: „Liebe Frau! Zur Abwicklung eines Geschäftes bedarf ich umgehend tausend Gulden; sende mir die selben durch den Ueberbringer dieser Karte. Karl.“

Als das geschehen war, erbat sich der Oberst ein Couvert und fragte, ob der Goldarbeiter vielleicht einen vertrauenswürdigen Dienstmann kenne, den man mit

dem Auftrage des Geldabhölers ohne Bedenken betrauen könne.

„Gewiß,“ antwortete der Juwelier, „der alte Krakoviker, der dort an der Ecke steht, verfiel seit Jahren zahlreiche Gänge für mich; seiner Rechtllichkeit können Sie unbedingt vertrauen.“

Der Oberst verabschiedete sich und übergab dem Dienstmann die Bestellung. Der Juwelier aber wartete vergeblich auf die Rückkehr des Kunden, und als er abends aus dem Geschäft sich nach seiner in Währing befindlichen Privatwohnung begab, war das erste, auf das seine Frau zu sprechen kam, daß sie ihm die gewünschten tausend Gulden gesendet habe.

„Was für tausend Gulden?“ fragte der Geschäftsmann.

„Nun die, um welche du geschrieben hast.“

„Ich habe um kein Geld geschrieben.“

„So? Hier ist aber doch deine Karte, das ist deine Handschrift und außerdem ist hier der Umschlag mit der Geschäftsfirma! Ich habe das Geld dem alten Krakoviker gegeben, wie ich das schon oft gethan habe.“

Dem solcherweise geprellten Goldarbeiter ging jetzt — freilich zu spät — ein Licht auf; sein nobler Namensvetter Karl Müller, der dem Dienstmann unterwegs das Geld abgenommen hatte, war spurlos verschwunden und natürlich längst über alle Berge.

[v. Lychdorff.]

Der Eismantel der Erde.

Die beiden Vereisungszonen, welche sich vom Nordpol und Südpol aus über viele Breitengrade der Erde erstrecken, sind bedeutend größer, als gewöhnlich angenommen wird. Von den 180 Parallellkreisen, in welche man die Oberfläche unseres Planeten vom Nordpol bis zum Südpol eingeteilt hat, liegen im Umkreise des ersteren etwa 15, im Umkreise des letzteren etwa 25 Breitengrade im Banne einer Eisdecke, welche mit geringen Ausnahmestellen weder Sommer noch Winter weicht. Die Fläche, welche dergestalt in nahezu ewiges Eis gehüllt ist, beträgt um den Nordpol rund 10, um den Südpol rund 20 Millionen Quadratkilometer — insgesamt dreimal die Fläche von Europa. Am Südpol scheint dieses vollkommen vereiste Areal größtenteils aus Land zu bestehen, am Nordpol wird es vom arktischen Meere gebildet und schließt nur geringe Landmassen ein.

Also ein Areal von rund 30 Millionen Quadratkilometer oder 6 1/2 Prozent der Oberfläche der Erde lagert Sommer und Winter hindurch unter einer Eisdecke, die etwa zur Hälfte sich über große, verborgene Landmassen breitet und dann Hunderte von Metern dick ist, zur anderen Hälfte aber auf den Polarmeeren sich bewegt und wechselnde Stärken, von 5 oder 10 Meter bis zu 300 und 400 Meter, wenn es sich um Eisberge handelt, zeigt. Der erstere Flächenraum bleibt nahezu unverändert, solange nicht große klimatische Umwälzungen die ganze Erde beeinflussen, der zweite dagegen, den Einwirkungen der Winde und Meeresströmungen unterliegend, ist um so veränderlicher und wächst, je nachdem die nördliche oder südliche Halbkugel Sommer oder Winter hat, weit über seine gewöhnlichen Grenzen hinaus. Im Winter des Nordens ist die ganze unermeßliche Wasserfläche, welche sich zwischen den Nordküsten von Europa, Asien und Amerika erstreckt, beinahe völlig mit Eis angefüllt, und so, wie dann auf der nördlichen Halbkugel aller Raum zwischen dem Pol und dem 70. Breitengrad vereist ist, so wächst während des südlichen Winters die dortige Eisdecke bis an den 60. Breitengrad, und dann kann sich die Eisdecke der Erde nahezu auf 50 Millionen Quadratkilometer steigern. Ganz Asien, unter Eis begraben, würde noch nicht an dieses Maß der Vereisung heranreichen.

Weit ausgebehnter nun, als diese völlige oder nahezu völlige Eisbedeckung, sind die Räume, in welche die Polarkälte im Frühling und Winter ihre

Arme in Gestalt von schwimmenden Eisbergen und Schollen vorstreckt, deren Begegnung schon manches Schiff mit seinem Untergange bezahlt hat. Sowohl im Norden als im Süden reichen diese Zonen des Treibeises bis an den 40. Breitengrad, so daß nur 80 von 180 Parallellkreisen ganz dem Einfluß des Polareises entzogen sind, während letzteres auf 40 Breitengraden beständig regiert, über 50 wenigstens allwintertlich seine Arme ausstreckt und weitere 50 Grade mit seinen schwimmenden Boten unsicher macht. Zur Gesamtoberfläche der Erde verhält sich die vom Gletscher- oder Treibeis überspannte oder doch wenigstens zeitweilig gestreifte Fläche etwa wie 1 zu 4.

Die Erde hat aber auch Epochen gehabt, in denen es ganz anders um ihre Eisbedeckung aussah. Während der diluvialen Eiszeit waren die Erdteile Europa und Nordamerika allein in einem Umfange von 26 Millionen Quadratkilometer vergletschert — etwa so viel, wie die Fläche von Afrika beträgt. Im ganzen

Nordpol etwa 60 Millionen Quadratkilometer von Eis gestarrt haben. Selbst wenn die damalige Vereisung des Südpols nicht größer als heute gewesen wäre, so hätte dennoch jene Glacialperiode nicht weniger als den siebenten Teil der ganzen Erde — immer natürlich nach rohen Schätzungen — unter einer Decke von Eis begraben. [B.]

Eine Ahnungsvolle. — Als Napoleon III. vor seiner Thronbesteigung im Exil in London lebte und sich zeitweilig mit militärischen schriftstellerischen Arbeiten beschäftigte, war er öfters Gast in Gore House, wo er auf die gasifreundlichste Art von der Schriftstellerin Gräfin v. Blessington empfangen wurde. Nachdem Napoleon Kaiser der Franzosen geworden, gab eines Tages Lady Blessington, die sich gerade in Paris aufhielt, ihre Karte in den Tuilerien ab; es wurde jedoch keine Notiz von ihr genommen. Einige Wochen hatte sie vergeblich auf Antwort gewartet, da traf sie den Kaiser zufällig in einer Gesellschaft. Es war Napoleon völlig unmöglich, ihr aus dem Wege zu gehen.

Vor der noch immer hübschen Gräfin stehen bleibend, rief er aus: „Wie, Lady Blessington, Sie in Paris! Wie lange werden Sie hier bleiben?“

Lady Blessington antwortete spitz: „Se nun, einige Zeit — und Sie, Majestät?“ [D. v. Br.]

Der Hula-Hula-Tanz auf den Hawai-Inseln.

(Mit Abbildung.)

Die Eingeborenen der Hawai-Inseln, die Kanaken, sind ein geistig begabter, hellbrauner, schöner Menschenschlag. Sie haben unter dem Einfluß der Kolonisation aus Nordamerika schnell ihre alte Religion und Lebensweise aufgegeben. Nur bei den alten nationalen Festen erscheinen sie noch in ihren ehemaligen malerischen Trachten. Zum Hula-Hula-Tanze versammeln sich die jungen Frauen an einem solchen Festtag abends im Freien, bekleidet mit leichten blauen und rosa Gewändern; Füße und Arme

sind nackt; durch die Haare, um Schultern, Arme und Taille schlingen sich Blumengewinde. Sie stellen sich in Reihen auf und beginnen zum Klange einiger Guitarren einen von rhythmischen Bewegungen begleiteten Gesang.



Eingeborene Hula-Hula-Tänzerinnen (Hawai-Inseln).

bürfte sich das Gebiet der totalen Vereisung auf der nördlichen Halbkugel damals beinahe ebensoweit erstreckt haben, wie heute das Gebiet der schwimmenden Eisberge; mit Einschluß der zweifelsohne von dickem Scholleneis bedeckten Meere würden dann um den

Bilder-Rätsel.



Auflösung folgt in Nr. 8.

Auflösung des Bilder-Rätsels in Nr. 6:

So dunkel ist kein Menschenlos auf Erden, Es kann erleuchtet durch die Liebe werden.

Logogriff.

Wer es mit g, wie man so sagt, Zuweilen hat riskiert, Dem ist's, ob's ihm auch nicht behagt, Mit f leicht schon passiert, Und war es eine schlimme That, An die mit g man ging, Wohl gar ein Mord, ein Attentat, Wobei man welche fing, Die sich in frevelhaftem Wahn Gedrängt dazu recht nah, Dann ward, wer es mit g gethan Und wenn's mit f geschah, Nach dem mit h nach Rechtsgebrauch Verfahren; man erlah Daraus des Sprichworts Wahrheit auch: „Mit g, mit f, mit h.“

Auflösung folgt in Nr. 8.

Auflösungen von Nr. 6:

des Streich-Rätsels: Rübe, Wiber, Luchs, Nebel, Gerd, Salm, Bach, Ceber, Seller, Ente, Oder, Rose, Wand, Ramur, Pest, Rigi, Amsel, Tisch, Lenz, Erle = Übung macht den Meister; des Homonym: Rattenfänger.

Alle Rechte vorbehalten.

Redigiert unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlags-Gesellschaft in Stuttgart.